

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 268.

Mittwoch, 15. November.

1916.

Uk Himmelreichs Schlüssel.

(8. Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Als Sunshine von Stubbs zurückkam und Order gab, daß sein Pferd gefüttert werde, und daß sich ein Mann bereit halte mit einem ledigen Gaul, stieg der Rauch aus den Kaminen sämtlicher Wohngebäude der Bai, und in mindestens fünf Häusern war von Ubens Erscheinen die Rede gewesen. Gleich der Konstabler selber von Sandfontein hatte, sobald Sunshine aus dem Wege war, Browns Gontentott-Groom ausfindig gemacht. Er verlangte Sispence für eine sehr schöne Nachricht. Brown sparte bei seinen Geschäften mit kleinen Münzen nicht, und da sich eine vertrauliche Mitteilung besser ausschmücken läßt als ein dienstlicher Rapport, und die Geschichte noch durch den zweiten Gontentottenmund zu Brown kam, erfuhr Brown recht viel mehr als Sunshine. —

Bei Sense, der an Alltags der Früheste war in der Bai, sich aber am Sonntag zwei fromme Stunden, wie er es nannte, gestattete, klopfte die Haushälterin. „Herr Sense, Herr Sense, der Jeremias ist da!“ Sense gähnte laut. „Was will er?“ „Es war einer in Sandfontein, der hätte das Buschmanns-Paradies gefunden.“ „Denn soll er mir doch man gleich Adam und Eva aus dem Paradiese vorführen“, sagte Sense. Die Haushälterin fühlte sich gekränkt und ging und weckte Senses drei junge Leute, und diese fragten Jeremias aus, und die zwei älteren machten sehr ernste Gesichter, und der eine sagte: „Ich reite jedenfalls noch heute nach Swakopmund und verschaffe mir vor allem mal einen Schürffchein.“ — Aber auch Sense schlief nicht mehr ein, und als er nach einer kurzen Weile Sunshine im Schlafanzug mit dem Ölzeugmantel bei Stubbs heraustreten sah, murmelte er: „Aha, aha!“ und zog sich an.

Stubbs schickte noch vor dem Frühstück zu Vock. Er möchte sich einen Augenblick herüberbeweilen. Stubbs empfing ihn mit Entschuldigungen, aber Vock möge ihm einen sehr großen Gefallen tun. Es käme nämlich bald ein Deutscher zu Sunshine ins Haus, und sie möchten einiges mit dem Deutschen besprechen. Könne Vock ihm eine Stunde seines Sonntagvormittags und vielleicht auch seines Sonntagnachmittags opfern? Er werde sich in jeder Hinsicht erkenntlich erweisen, und um was es sich handele, das werde am besten aus der Unterhaltung hervorgehen. Nur um eines hätte er: „Don't tell anything to Sense.“ Sense sei ein ausgezeichnete Herr, aber Vock wisse ja... Stubbs zwinkerte dazu mit den Augen.

Vock wußte gar nichts und dachte zunächst nur: „Donnerwetter, das ist eine Gelegenheit. Wenn der Resident der Agentur verpflichtet ist. Alle Scherereien werden aufhören.“ Er zwinkerte und lächelte wie Stubbs und versprach den ganzen Tag auf ein Wort hin zur Verfügung zu stehen. —

Frau Vock machte ihren Mann zu Hause darauf aufmerksam, daß doch etwas Eigentümliches an der Sache sei. Als sie über den Frühstückstisch noch hin- und herieteten, kam Brown herein. Eigentlich war sein Besuch

verwunderlich, aber Vock und Frau sagten zu gleicher Zeit: „Wir können Brown fragen, Brown sagt gewiß nichts weiter an Sense“, und sobald der Gruß ausgetauscht war, schoß Vock die Fragen heraus: „Jetzt sagen Sie mir, kann bei Sense etwas los sein? Ist ihm etwas gestohlen worden? Oder? Das ist doch eine ganz sonderbare Geschichte, ich soll nachher bei Sunshine den Dolmetsch machen, wenn dort ein Deutscher ausgefragt wird. Aber Senses soll ich nichts davon sagen. Im übrigen frage ich Sie natürlich in jeder Hinsicht im Vertrauen.“ „Ich bin verschlossen wie eine Auster“, sagte Brown, „aber leider kann ich kein Licht in dieses drollige Dunkel bringen. — Ich erwarte ja auch einen fremden deutschen Herrn!“

„Am Sonntag kommt wohl immer jemand von Swakopmund herüber?“ sagte Frau Vock, die nicht sehr lange im Lande war. „Meistens“, bestätigte ihr Mann, und Brown sagte: „Ich erwarte, daß er Englisch kann. Es sprechen doch alle Deutschen wenigstens etwas Englisch, nicht wahr?“ „Gewiß“, sagte Vock. Brown berührte schnell noch ein paar Gemeinplätze, dann zog er die Uhr und sprang auf. „Ich muß fort, ich wollte nur Guten Morgen sagen, weil ich Sie gerade sprechen hörte.“

Frau Vock sagte: „Was hat er wirklich gewollt?“ Vock hatte schon seine Heimatszeitung in der Hand und die Zigarre in Brand. Er antwortete: „Ach, warum? Nichts Besonderes.“

In den nächsten Dreiviertelstunden sagte Brown in allen Wohnhäusern der Bai Gutenmorgen, außer beim Missionar, mit dem er sich nicht stand, außer bei Stubbs und bei Sunshine und außer bei Sense. Mit einem jungen Mann Senses wechselte er ein paar Worte auf der Straße. Am längsten hielt er sich in dem Hause auf, wo Smart und Archibald ohne erkennbare Existenzmittel zu leben verstanden, wenn sie nicht auf einer Namibexpedition waren oder für Brown ein kleines Vermittlungsgeschäft mit den Stämmen besorgten. —

Sunshine brachte den ledigen Gaul umsonst nach Sandfontein. Er war sehr ungehalten. Dreimal nannte er den farbigen Polizeikorporal „the greatest blockhead out.“ Er schrie so laut, daß die ganzen Topnaars in ihren spezialen Kirchenanzügen zusammenliefen, um zuzuhören. Als der Korporal zu Worte kommen konnte, begriff Sunshine, daß ein anderer ihm einen Marsch abgewonnen hatte. Er riet zuerst auf Sense, aber aus den Erklärungen und Entschuldigungen des Korporals ging deutlich hervor, daß Brown seine Finger in der Angelegenheit habe. Das schien Sunshine die Sache noch wertvoller zu machen und er wetterte noch heftiger. Der Korporal suchte fortwährend zu beweisen, daß er einen weißen Mann doch nicht festhalten dürfte, und daß er verstanden habe, Browns Gontentott käme mit des Polizeihauptmanns Wissen und Willen, und nur deshalb habe er auch ein Polizeipferd hergekehrt für den weißen Mann, sein eigenes Dienst-

pfers, und dafür daß der weiße Mann und der Gotten-
tott um den Hauptmann herum auf die Bai zugeritten
seien, dafür könne er doch bitte gar nichts.

Sunshine dachte: „Also umdrehen und versuchen, was
ich noch tun läßt. Und Brown ist englisch und versteht
auch kein Deutsch und der fängt ihn wirklich.“ Er war
schon herum, da fiel ihm ein: „Wenn ich jetzt noch Er-
kundigungen sammle, verliere ich nicht viel mehr Zeit,
und wer weiß, was dabei Gutes herauskommt?“

Alle Topnaars waren bereit, Auskunft zu geben,
möglichst umständlich und verblümt versuchte jeder zu
reden, Sunshine erfuhr: Zuerst sei ein Jungferl von
Nooibant hereingelaufen gestern morgen. Der Jung-
ferl habe die Nachricht gebracht: Aus dem Namib her-
aus und nicht den Küstweg herunter sei ein German
gekommen. Als die Leute in Nooibant den weißen
Mann gefragt hätten: „Wie ist dies, es gibt kein Wasser
und keine Kost dort, wie hast du gelebt?“ habe er sie
ausgelacht und gesagt: „Ich habe dort sehr lange ge-
lebt.“ Er habe auch den einen Gottenott gefaßt am
Arm, entseßlich fest und habe, als der Gottenott zu
schreien begann, gefragt: „Se, spürst du Wasser und
Kost oder spürst du Hunger?“ — Am Abend sei der
weiße Mann selbst nach Sandfontein gekommen zu Fuß
wie ein Buschmann. In der Hand habe er nichts ge-
tragen, aber ein weißer Mann trüge doch die Dinger
fort mit dem Kopfe. Jeder hätte ihn gefragt: „Was
hast du gefunden?“ Er hätte nicht geantwortet. Aber
sie wußten es alle, denn es gäbe nur eine Stelle ohne
Hunger und Durst dort. Sie hätten ihn auch gefragt,
wohin gehst du jetzt, es den anderen weißen Menschen
zu sagen? Gehst du an die Bai oder nach Swakop-
mund? Er hätte erwidert: „Vielleicht gehe ich an die
Bai, vielleicht gehe ich nach Swakopmund.“ Nun sei er
an die Bai geritten mit Vaas Brown seinem Bambusen.

Sobald Sunshine in seiner Ungeduld merkte, daß
nichts mehr von Belang herauszufahren war, ritt er
zurück. Mit langen Schritten, die Gesangbücher in der
Hand, zogen die Topnaars von Sandfontein hinter
ihn drein. Die Weiber sangen ein Kirchenlied. Die
Männer unterbrachen ihren Gesang fortwährend. Sie
unterhielten sich, was nun alles in der Bai geschehen
werde, und jeder sann bei sich eifrig auf eine eindrucks-
volle Begründung vor dem Missionar, vor den anderen
und vor dem Gewissen für das beabsichtigte Fehlen beim
heutigen Gottesdienste.

Schon als Sunshine am eigenen bunten Hause dem
begleitenden Konstabler den Flügel zuwarf, sah er, daß
drüben bei Brown etwas los sei. Er ging erst zu
Stubbs. „Vater ist wohl bei Mr. Brown“, sagte Stubbs’
älteste Tochter, die auf dem Holzbalkone stand. Sunshine
unterdrückte mit Anstrengung einen Aush. „Nun bin
ich auch noch der letzte“, murmelte er.

Vor Browns Store drückten sich Smart und Archi-
bald unentschieden herum. Smart verinckte eben durch
das Fenster hineinzusehen, und aus einiger Entfernung
ahnten ihn Harbige nach. Zwischen Sunshine und
Smart bestand ein etwas gespanntes Verhältnis, aber
Sunshine fragte doch: „Well, was ist?“ „Was da ist?“
sagte Smart mürrisch, „das will ich Ihnen wohl anver-
trauen. Brown hat uns alle bei der Nase herumgeführt!“
„Nichtig“, bekräftigte Archibald, „und wenn Sie es in
einer Ruhigkeits haben wollen, täpken. Ein Britischer
darf sich die Beine ausreißen, aber die Ernte hält der
Deutsche.“ Sunshine verweifte nicht, er sprang die
Stufen heraus und war drinnen im Store.

Brown hatte ganz gewiß nicht die Absicht gehabt,
ganz Walfischbai zu sich einzuladen, als eine Rist glühte.
Und als er den verwilderten Fremden erblickte in
seinem verkommenen Reize, nahm er sich durchaus nicht
vor, ihn zu verwöhnen. „Er kann im Hintergebäude
schlafen, und ich werde eine Büchse mit Sauerkraut und
Frankfurter für ihn aufmachen, und er wird seine
Flasche Bier bekommen und Tabak, wenn er will.
That will do for him nicely. Er sieht nicht noch mehr
aus, und wir werden uns bequem verständigen.“

Aber Stubbs kam zuerst dagewischen. Ih war ge-
rade ein Viertelstunde im Hause. Stubbs sagte liebens-
würdig: „Sie haben den Namibdeutschen aufgenommen,
höre ich, das ist ausgezeichnet nett von Ihnen. Ich
kann ihn auch wohl sehen. Gewiß wird er interessant
erzählen.“ Brown erwiderte: „Der Fremde rasiere sich
eben und bringe sich in Ordnung, er sei sehr abge-
rissen.“ „Das läßt sich nicht anders erwarten“, sagte
Stubbs, „und da kann ich noch hinüber, um ihm ein
Ristchen Zigarren zu holen. Deutliche haben Zigarren
so gern. Und wie steht es denn mit einem Anzuge?“
„Oh“, sagte Brown gedehnt, „oh, für das Sorge ich selbst-
verständlich.“

Stubbs war schnell zurück mit seinem Ristchen
Zigarren und er brachte auch Vok mit. „Der Teufel“,
sagte Browns innere Stimme, doch fiel ihm ein: Vok
könne es mit niemand verderben, und solle er für Stubbs
übersehen, so werde er, es auch für ihn tun. Als er Ih
hereinbrachte, standen außer Stubbs und Brown noch
zwei andere Storehalter im Laden. Brown war nicht
der Mann, dem man die Stimmungen vom Gesicht ab-
las. „Anyway there is safety in numbers“, dachte
er, „und ihr, meine lieben Freundchen, bleibt nicht den
ganzen Tag hier sitzen.“ Ru Ih hatte er draußen ge-
sagt in Englisch, in holländisch und in Nama: „Auf-
passen, was Sie jetzt erzählen, denn der kleine Dide,
das ist unser Resident und Magistrat, was die Deut-
schen Bezirksamtman nennen.“ (Fortsetzung folgt.)

Land und Leute zwischen Maas und Mosel.

von Kriegsfreiw. Pionier G. J. M. Grom.

Ein schönes Fleckchen Erde ist das, zwischen Maas und
Mosel. Die Natur bietet dem Blick des Beschauers ein herr-
liches Bild, wie man es nicht schöner wünschen kann.

Die nicht allzuweiten Berghänge, die sich rechts und links
der Mosel entlang ziehen, sind bepflanzt mit üppig grünem
Weinreben, an dessen Trauben der müde Wan-
derer sich laben kann. Diese Wanderer sind in der jetzigen
Zeit unsere Feldgrauen, die mit stichtlichem Behagen das
köstliche Nash schlürfen. Auf den höchsten Gipfeln dieses
Höhenzuges steht man vielfach Madonnenbilder sich im
Scheine der Sonne spiegeln. Auch begrüßt uns bei Ragny an
der Mosel die Burg Preng. Stolz Sturm und Wetter
trophend, steht sie am Südhange des Berges angelehnt.
Einige romantische Dörfer, die trotz ihres Alters sich der Um-
gebung harmonisch anschließen, sind durch die Wirrnisse des
Krieges in Mitleidenschaft gezogen. Die vielen Granat-
bäder sind meist nur behelfsmäßig ausgebessert. Trotz
all dem verliert das Ganze seinen Reiz nicht. Wenn der
Grenzpfahl uns nicht gezeigt hätte, daß wir die deutsch-
französische Grenze überschritten hätten, könnte man an-
nehmen, man wandere den schönen Rheingau entlang, mit
der Ausnahme, daß hier die anmutigen Gärten fehlen. Bei
dem Dorfe Mervor ist uns das Weitererschreiten versperrt.
Einige Kilometer weiter liegt der gefürchtete Priesterwald,
dessen Ungeheuerlichkeit jeder kennt, der dort gekämpft hat.
Nicht wie in Friedenszeiten sieht man auf der Mosel die
kleinen Motorboote auf der graublauen Fläche dahinjagen,
nur vereinzelnd gabelt ein Feldgrauer fischend auf dem
Wasser. Sonst fließt der Strom ruhig seinen Lauf. Berg-
auf, bergab kann man nun wandern, und die Schönheiten
bewundern, die nicht die Hand der Menschen erschaffen, son-
dern die Natur aus sich selbst heraus entwickelt hat. Grüne
Wälder, tiefe Täler, herrliche saftige Wiesen erfreut das
Menschenherz, das dafür Sinn hat. Viele Schluchten, die sich
schlangenartig durch das Gebirge hindurch winden, sind zu
beiden Seiten in dicke Wäldungen gefüllt, deren Durch-
bringen unmöglich ist. Hohe, alte Buchen sind das hauptsächlich
hier vorhandene Baubholz, und unter diesen wächst wirr und
wild durcheinander der dornige Weiß- und Schwarzborn,
welcher durch mächtige lange Pfeuranten fest umschlungen
wird. Auch findet man große Haselnußwälder, an denen in
diesem Jahre die so beliebte Frucht in Masse hängt. Die
Soldaten verbrachten ihre Ruhestunden in diesen Wäldungen
und spielten mit zahmen Eichhörnchen. Silberhelle Bächlein win-

den sich durch die Täler und marmeln Tag und Nacht ihr altes Lied, ein und dieselbe Melodie. In dem Morgennebel steigt von den Feldern die Lerche auf und trillert ihr Lied in die Welt hinaus. Die feldgrauen Schnitter wehen ihre Senfen und unter den blauen scharfen Messern fallen die reichen Garben zu Boden. Bei einer Mühle im tiefen Tale hört man das Surren einer Dampfdreschmaschine. Wieder sind es tapfere Verteidiger unseres Vaterlandes, welche mit Fleiß und Eifer ihre gewohnte Heimarbeit in Feindesland vollbringen.

Als der Weltkrieg ausbrach, fanden die deutschen Truppen viele, viele Morgen unbebautes, noch nicht urbar gemachtes Land, dieses bestellten sie und machten auch dadurch den Aus Hungersplan unserer Feinde zu nichts. Nun erfreuen sich unsere feldgrauen Landleute an dem reichen Segen ihrer Arbeit.

Das nächste Flügchen, das wohl ein sehr kleines ist, aber einen eigenartigen Reiz ausübt, ist der Aup de mad. Unter vielen Krümmungen flieht er ruhig durch die saftigen Wiesen an schönen, äußerst romantisch gelegenen Dörfern vorbei, und mündet bei Annville in die Mosel. Vielen Mühen ist er die Arbeitsfeder ihrer Arbeit. Getreide- und Sägemühlen, die weit auseinander an dem Ufer des Flügchens liegen, sind heute in deutschem Betriebe, weil die Besitzer entweder ihre Besitzung verlassen haben und geflüchtet sind, oder weil ihre eigene Arbeit stillsteht. Der Deutsche, mit seinem Erfindungsgeist, hat auch diese Betriebe zweckentsprechend eingerichtet, und die Mühlen klappern, wie im tiefsten Frieden, lustig, am rauschenden Flusse. An den Ufern des Aup de mad stehen oder sitzen feldgrau, eifrig dem Angespott obliegend. Das Hügelland läßt hier noch und vor unserem Auge breitet sich ein Teil der Woivre-Ebene aus. Von der letzten Anhöhe, bei dem Dorfe Thiaucourt, kann man bei hellem Wetter über die große, weite Ebene hinwegsehen, bis zur Combresshöhe, und noch weiter zu dem Orte Fresnes. Wäsende Dörfer und eine weite, grüne Ebene, auf der man die Einschläge der feindlichen Granaten sehen kann, zeigt, daß sich auch hier ein fruchtbares Fleckchen Erde befindet. Eine wunderschöne Stadt, die in diesem Kriege eine besondere Rolle gespielt hat, ist die Stadt St. Mihiel an der Maas. Der Fluß teilt die Stadt in zwei Teile. Eine Steinbrücke, die sie verbunden hat, haben die Franzosen bei ihrem Rückzuge gesprengt, und nun haben deutsche Pioniere eine Brücke über den rauschenden Strom geschlagen. An der rechten Uferseite reihen sich Kaffees und Hotels an, die in der Sommerzeit recht einladend sind zum Bewohnen. Sehenswürdigkeiten gibt es wenig, am interessantesten sind die Kirchen, welche im gotischen Stile erbaut sind und als Werk eines Künstlers gelten. Der eigentliche Reiz und die Schönheit dieser Stadt bildet ihre Lage. Von der Stadt aus kann man das Fort de Romains sehen, welches 1914 in deutsche Hände gelangte, bei dessen Sturm das 2. Pionier-Bataillon 16 sich besonders hervorgetan hat. Links von der Stadt liegt der Wald von Apremont, in dem sich auch im ersten Kriegsjahr, heftige Gefechte abgespielt haben.

Im Gegensatz zu den Schönheiten der Natur, zwischen Maas und Mosel stehen die Bewohner. Erstes, durch die Schwere der Zeit niedergedrückte Leute sieht man überall ihrer Arbeit nachgehen. Es gibt viele Franzosen, die beim Anblicke deutscher Soldaten eine eraste, etwas verbitterte Miene machen. Wohl gibt es auch freundliche und nette Leute, die im Umgange mit den Deutschen sehr zuvorkommend sind. Auffallend ist die Kleidung der Damen, auch bei der ärmeren Bevölkerung, man kann sie mit dem Worte „hochmoderne“ bezeichnen. Besonders die junge Damenwelt gleicht den Pariser Aristokratinnen. Auf schönes Äußere legt das Franzosenvolk demzufolge großen Wert. Ich sprach einmal mit einer Französin darüber, die sagte mir ganz prompt: „Dassent man drüben bei euch in Deutschland nicht; hier nennt man das „Schid“. Aber das „Schid“ erscheinen in dieser schweren Kriegszeit, in solch einer Verfassung, wie es in den besetzten Gebieten oft der Fall ist, überschreitet doch manchmal die Grenzen.

Die Häuser dieser Bewohner sind verschieden. In manchen Dörfern findet man noch alles im alten Stile gebaut. Kleine Häuser, Stall, Wohnraum und Heuschuber unter einem Dache. An einem durch das Haus führenden Gang liegt der Wohnraum. Küche, Schlaf- und Wohnzimmer sind in einem Raume vereinigt. Eine Stube haben diese Leute,

in dem sie froh und glücklich leben. Die Betten sind in Nischen eingelassen und werden verdeckt durch Gardinen. Die schweren, aus früheren Zeiten herstammenden Möbel bieten das Interesse in der Wohnstube der Kinder Frankreichs. Auf diese, ihre Altstühle, sind die Bewohner stolz und hören gerne, wenn man sie bewundert. In der Tat ist es staunenswert, daß hier noch solche Kunstschätze vorhanden sind. Diese antiken Möbel sind Handarbeit, und von Künstlerhand reich verziert. In Deutschland würde ein Antiquitätenhändler eine ganz horrend Summe zahlen. Der Eindruck ist ein netter, freundlicher. Am Ende des Ganges findet man den Stall. Kühe, Schafe und Ziegen sind die hier meist vorkommenden Haustiere, die sich tagsüber begnügt auf den saftigen Weiden tummeln. Die Beschäftigung dieser Leute ist der Weinbau. Auch wird etwas Ackerbau betrieben. Viel Land liegt unbebaut darnieder. Ich erwähnte schon, daß unsere feldgrauen Randwirte viele dieser Ländereien in fruchtbaren Boden verwandelt haben. Es gibt nun auch wieder Dörfer, in denen man die modernsten Häuser findet. Zwei- bis dreistöckige Häuser wechseln im Wilde, neuzeitig eingerichtete Villen und schöne alte Schlösser bieten von weitem gesehen einen herrlichen Anblick. Die Schlösser gehören französischen Adelsfamilien, die hier ihren Sommerstz haben und während der Weinlese unter dem friedlichen Landvolke weilen, um sich auch zu erfreuen an den Erzeugnissen der Natur. Um diese Adelsitze strecken sich große Parke dahin, mit Springbrunnen, in denen das Wasser lustig spielt. Auch sieht man vereinzelt liegende Fabriken, deren Betrieb jedoch während des Krieges stillsteht.

So ist dieses Ländchen zwischen Maas und Mosel, das in diesem Kriege so oft erwähnt wurde, jedem Besucher eine bleibende Erinnerung. (Bent. M.)



Aus der Kriegszeit.

Leibniz als Vorläufer eines deutsch-polnischen Königtums. Die Proklamierung des Königreiches Polen ruft die Erinnerung wach an die Tatsache, daß schon vor mehr als zwei Jahrhunderten einer der besten deutschen politischen Köpfe, nämlich Gottfried Wilhelm Leibniz, dessen Todestag sich am 14. November zum 200. Male jährt, die Erwirkung und Bewahrung der Freiheit Polens durch deutsche Hilfe für eine sowohl für die Polen wie auch für das Deutschland gleichermassen wichtige Notwendigkeit erklärte. Als am 18. September 1698 der König von Polen aus dem Hause Wasa, Johann III. Sobieski, seiner Krone entsetzt hatte, bewarben sich zahlreiche Fürsten aus verschiedenen Ländern um den polnischen Thron. Die hervorragenden waren der von Frankreich unterstützte Prinz Condé, der Herzog Karl von Lothringen, der vom Papst vorgeschlagene russische Kronprinz und der vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg unterstützte Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg. Nachdem von der Partei des Pfalzgrafen der durch seine Tätigkeit bei der Stiftung und Leitung des Rheinischen Bundes berühmte gewordene Freiherr von Boineburg mit der Vertretung ihrer Sache in Warschau betraut worden war, stellte er dem damals erst 22-jährigen Leibniz die Aufgabe, die Gründe die für die Wahl des Pfalz-Neuburgers sprachen, in einer Schrift vom Standpunkte eines polnischen katholischen Edelmannes wiederzugeben. Diese Schrift, deren Einzelheiten wir von Dr. Walter Schmalz-Kowarski herausgegebenen und im Leipziger Verlag Felix Meiner erscheinenden ersten vollständigen Ausgabe von Leibniz' „Deutschen Christen“ entnehmen, wurde durch die jüngsten Ereignisse der Gegenwart so verblüffend aktuell, daß die folgenden Stellen in Erinnerung gebracht sein mögen. Leibniz schloß in dieser Arbeit den Prinzen Condé und den Herzog von Lothringen aus und wandte sich mit besonderer Schärfe gegen den russischen Wahlbewerber: „Am allerwenigsten aber“, schrieb er, „geht der Russe auf. Nehmen wir ihn, so ist geradezu alles verloren. Wir geben ihm selbst das Schwert in die Hand, und zu nützen. Ist er einmal herin, so bringt ihn niemand mehr hinaus. Mit der Freiheit ist es naa, mit der Gerechtigkeit und Bildung. Er ist ein Barbare von Nation, von Sitte und Erziehung; ohne einen Begriff von Freiheit, an eine völlig unbeschränkte Regierung von Jugend auf gewöhnt; er ist ein Feind Polens... Und glaubt Ihr etwa, Europa werde

ruhig zusehen, wenn Polen, die Vormauer der Christenheit gegen die Barbaren, fällt, wenn ein Koloss sich erhebt, imstande, ganz Europa zu unterdrücken?" Die für die Gegenwart interessanteste Stelle der Schrift Leibniz' endlich lautet: „Überhaupt haben Polen und das Deutsche Reich völlig die gleichen Interessen; beide sind rein nur auf die Verteidigung bedacht, beide wollen keine Erweiterung, sondern nur ruhigen Besitz des Gegenwärtigen. Beide brauchen Frieden und Ruhe. So sind sie naturgemäß auf ein freundschaftliches Verhältnis zueinander angewiesen. Und eben dies ist zugleich das wahre Interesse von ganz Europa: sie sollen beide sein ein Damm gegen alle Weltreichsgelüste, mögen sich auch solche regen, wo sie wollen.“ Diese Schrift, in der Leibniz „die Erhaltung des Deutschen Reiches als ein Interesse Polens und des christlichen Europa“ bezeichnete, enthielt, wie man sieht, Argumente, deren zwingende politische Logik bis zu unseren Tagen dieselbe geblieben und deren Ziel nunmehr durch den denkwürdigen Schritt der verbündeten Herrscher der Zentralmächte Wirklichkeit geworden ist.

Momentbilder von der Westfront. Ein Mitarbeiter sendet uns aus dem Felde die folgenden Stimmungsbilder: Am Stammtisch. Vor einigen Abenden war ich eingeladen worden, einen Stammtisch zu besuchen. Das Haus, in dem sich dieser Stammtisch aufgetan hat, liegt nicht weit von der Front, an der Peripherie einer von uns besetzten französischen Stadt. An diesem Tische geht es ungemeinlich zu. Ein jeder ist willkommen; Rangunterschiede gibt es nicht. Man trinkt gutes deutsches Bier und raucht seine Zigarre oder die halblange Feldpfeife dazu. Aber neben der Pflege der kameradschaftlichen Geselligkeit hat dieser Stammtisch noch einen anderen Zweck. Auf die runde große Tischplatte hat ein Kunstmalers, dessen Name daheim einen guten Klang hat, einen mächtigen Reichsadler gezeichnet und noch anderes dazu. Ein Kasten mit großköpfigen Nägeln steht darauf, und ein Hammer liegt daneben. Nun wissen die Leser Bescheid: es ist ein Nageltisch, wie es daheim deren ja auch viele gibt. Ein wichtig veranlagter Oberlehrer aus Berlin, der die Uniform eines Artillerieoberleutnants trägt, hat in humoristischer Weise die Geschichte dieses Stammtisches aufgezeichnet, der sein Entstehen der Initiative eines Feldwebels verdankt. Wer diese Geschichte und die Statuten der Tafelrunde gelesen hat, der kann dem auffordernden Bilde eines anderen Teilnehmers, eines bekannten Opernsängers, nicht widerstehen, man greift zu den Nägeln und dem Hammer und senkt — je nach seiner pekuniären Veranlagung — einige Nägel in die Tischplatte ein. Der Geldsack ist natürlich für einen guten Zweck bestimmt; er soll unseren verwundeten Soldaten zugute kommen. Das Wie ist in die Hände einer höheren Kommandostelle gelegt. Ausgedehnte Bierbankifikationen gibt es hier natürlich nicht: die freie Zeit des Feldsoldaten ist nur färglich bemessen, und der frühe Papfenstreich tut sein übriges. Der Leser in der Heimat ersieht daraus, daß auch an der Front die Geseßförmigkeit herrscht; und wer diese Zeilen liest, der möge sich prüfen, ob auch er immer noch gern gibt. Wer ruhig und gemäßlich in der Heimat sitzt, hat es mit dem Geben leichter als wir hier draußen . . . Feldgraue Schüler. Irigendwo an der Westfront — der Name des Ortes tut nichts zur Sache — befindet sich ein musterträglich eingerichtetes und besticktes Soldatenheim. An einer großen schwarzen Tafel im Eingange ist ein Unterrichtsplan angeschlagen. Da wird Unterricht erteilt in Französisch, Rechnen, Stenographie und sogar in Mathematik. Es ist ein eigentümliches Bild, das sich dem Teilnehmer einer solchen feldgrauen Unterrichtsstunde bietet. Soldaten aller Waffengattungen, vom Jüngling an bis zum Landsturmmann, kommen zusammen, um sich in die Geheimnisse der französischen Sprache einzuweihen zu lassen oder um ihre Fertigkeiten im Rechnen wieder aufzufrischen. Und mit welchem Eifer sind diese großen Schüler bei der Arbeit! Der Lehrer — natürlich auch ein Feldgrauer — hat es nicht leicht, denn das Schülermaterial bleibt nicht immer dasselbe. Veränderungen in dem Standorte der Truppen, der Dienst selbst, bringen es mit sich, daß heute neue Wissensdurstige erscheinen, morgen andere fehlen. Darauf muß natürlich Bedacht genommen werden. Ist die Unterrichtsstunde vorbei, dann wandern die Feldgrauen mit ihren Heften und Büchern wieder heimwärts, zur Kaserne oder zur Front, zum Unterstand. Das rauhe Kriegshandwerk tritt wieder in seine Rechte! — „Die verdammte Wunde!“ Im Knigge wird man wohl diesen Ausdruck kaum finden. Und

auch die elegante Französin, aus deren Munde ich kürzlich — sogar in gutem Deutsch — den Ausruf hörte, wird ihn nicht häufig gebrauchen. Es war eine flandrische Französin, die neben mir stand, als ein englisches Luftgeschwader über uns schwebte, heftig beschossen von unseren Abwehrgeschützen. Wiederholt hatten die Engländer Bomben geworfen und dabei — wie das ja häufig in den Berichten unserer Obersten Heeresleitung mitgeteilt ist — französische Zivilisten, Erwachsene und Kinder, getötet und verwundet. „Das sind nun Ihre Freunde“, bemerkte ich zu der Dame. „Die verdammte Wunde“, entfuhr es ihr unwillkürlich. „Pardon“, murmelte sie gleich hinterher, als schäme sie sich ihrer burschikosen Festigkeit. Dann raufte sie seidenknisternd davon. Ich mußte über den eigenartigen Ausruf lächeln. Es ist uns allerdings nichts Neues mehr, diese Gefühle der Franzosen gegenüber ihren Freunden jenseits des Kanals. In den von uns besetzten Gebieten wissen die Einwohner längst, was sie von dem habgierigen, hinterlistigen Insektivoll zu halten haben. Und wenn erst allen Franzosen die Wahrheit bekannt geworden ist, dann wird man auch im übrigen Frankreich die Engländer nicht anders nennen als „die verdammte Wunde“. (ab.)

Seltene Schußwirkungen. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Es ist bekannt, wie merkwürdige Bahnen manchmal die Infanteriekugeln durch die Körper nehmen, die sie durchschlagen, wie Querschläger zersehend wirken, und wie ein kleiner Gegenstand zuweilen, sei es Uhr, Münze oder Buch, einem Soldaten das Leben gerettet hat, indem die Kugel abprallte oder sich platt schlug. Auch die Artilleriegeschosse haben ihre Launen. Da stehe ich jüngst im Laufgraben bei der Artilleriebeobachtung auf der Höhe . . . als der Feind anfängt, eines der Dörfer dicht hinter der Frontlinie unter Feuer zu nehmen. Auslugend mache ich einen langen Hals, um die Einschläge zu sehen, deren Kriechern trocken tragend zu mir herdröhnt. Da springt plötzlich ein Plattern auf mich zu wie von einem tausenden Flügelschlag und, ehe ich mich noch ducke, preißt's ein paar Schritte von mir gegen die Erde und wirbelt den Staub hoch. Das ist der Blindgänger einer französischen Feldgranate, die irgendwo — als Querschläger vermutlich — dort vorne im Dorf an eine Mauer traf und in ihrer Bewegung verharrend, sich überschlagend, freilich ohne rechte Wirkungskraft, noch diese ganze Strecke von annähernd 2 Kilometer zurücklegte. Da bleibt sie, den Ränder feindwärts, liegen. Es wurde seinerzeit eine Geschichte in unserm Abschnitt viel erzählt, wie im Dorf M. in die Nebierstube frühmorgens bei unverhoffter Beschädigung eine Granate zum Fenster hereinam und in der Stubencke liegen blieb, ohne zu detonieren. Da waren die Kranken alle schnell auf den Beinen und aus der Tür, ehe das Eisengespreng neuer Schüsse die Mauern des Hauses auseinandersepte. In unserer Haubitzbatterie sah ich einmal zu, wie die Straße unweit, wo die Munitionstransporte hergingen und Infanterietrupps zogen, beschossen wurde. Eine Salve von drei Scanaten schlug ein, die sich in Willen durch den lehmigen, vom Regen aufgeweichten Boden wühlten, wieder hochsprangen und in der Luft freierten. Am Fernrohr der Artilleriebeobachtung konnte ich mich oft von der Wirkung unserer schweren Geschütze überzeugen. In einem gänzlich zerstörtem Dorf steht die kleine Kirche, durch Zufall unversehrt, inmitten ausgebrannter Mauerreste und Trümmerhaufen. Bei der Beschädigung einer feindlichen Infanteriestellung traf einmal ein Haubitzschuß einen starken Baum, der glatt durchgeschlagen wurde und dessen Krone sich merkwürdigerweise aufrecht neben den Stamm setzte. Der Kirchturm im Walde von C., darin ein feindlicher Beobachter erkannt worden war, hat einen Volltreffer bekommen, daß der Bau windschief noch auf zwei Ecken hängt. Ganz originell suchte eine Granate ihren Weg, wie es gegen das idyllisch im Karst gelegene Schloßchen, das französische Stabsquartier ging. Der erste Schuß platzte, als ungebetener Gast, gerade zur Höhe herein, wobei er noch ein Stück von der Wand mitnahm, als ob ihm der Eingang nicht breit genug wäre. Selbst den Toten läßt der Krieg nicht Ruhe, wie Schüsse, die Gräber erwühlt, den Boden aufgedert haben. Holzreste von den Särgen liegen bloß, zwischen ungebauten Kreisen und Grabsteinen. Von der Kirche in C. ist bei aller Verwüstung gerade eine Seitenwand unbeschädigt geblieben, die ein Freskengemälde trägt — ein leuchtendes Spiel der Farben zwischen der grau-gelben Wüste des Schuttes — darstellend den „Gang der Jünger und Frauen zum Grabe Jesu“. (ab.)